

## **Shakespeare vs. Shaw - Fragen eines lesenden Boxers**

“Ich betrachte meine Freundschaft mit George Bernard Shaw als eine der größten Errungenschaften meines Lebens“ (Gene Tunney/Weltmeister im Schwergewicht von 1926 bis 1928).

1885 erscheint in England, dem Mutterland von Fußball, Faustkampf und Fair Play, der erste Abdruck eines Romans von George Bernard Shaw. Dieser an sich wenig spektakuläre Umstand – Shaw ist Ire, englischsprachig und Schriftsteller – ist trotzdem aller Ehren und der Erwähnung wert. Nicht unbedingt deshalb, weil der Roman „Cashel Byron's Beruf“ in einer Monatszeitschrift des wissenschaftlichen Sozialismus publiziert wird, sondern weil sich dem Leser hier der erste offizielle Boxerroman der Welt präsentiert. Der Name des Helden ist natürlich eine Anspielung auf den großen Bonvivant, Freiheitskämpfer und Poeten Lord Byron, der sich selber der edlen Kunst der Selbstverteidigung verschrieben hatte, um seinem notorischen Hang zur Fettleibigkeit einen Leberhaken zu versetzen.

Somit dürfte nun auch klar sein, welchem Broterwerb dieser Cashel Byron nachgeht: Richtig, dem, anderen Schlägern seiner Zeit kräftig auf die Nase zu hauen und dafür ziemlich gut bezahlt zu werden. Bis zum heutigen Tag bezeichnet man diese Profession als Preisboxen. Und damals wie heute üben Männer dieses Berufsstands einen kaum zu übersehenden Reiz auf junge und nicht mehr ganz so junge Damen aus. Wen verwundert es also, dass auch die liebreizende Aristokratin Miss Lydia dieser verzeihlichen Schwäche anheim fällt und in aufrichtiger Zuneigung zu Cashel Byron entbrennt?

In der Postmoderne ist eine solch romantische, mit einem handfesten erotischen Subtext versehene, Verbindung ja kein Problem mehr, doch Ende des 19. Jahrhunderts nennt man so etwa schlicht und ergreifend eine Mesalliance. Und so versuchen nun alle, der guten Lydia diese Schnapsidee mit dem Boxer auszureden, auf das sie sich lieber mit einem jungen, honorigen Mann ihres Standes verlustiere. Als sie einen Freund der Familie bittet, ihr genau zu erklären, was denn nun ein Preisboxer sei, strotzt dessen Antwort geradezu vor Sympathie und Objektivität.

Schließlich hat auch dieser gewitzte Bursche und Bücherfreund ein nur mühsam unter der kulturellen Firnis viktorianischer Erziehung verborgenes Interesse an der jungen Protagonistin.

„Ein Preisboxer ist ein Mensch von natürlich-wildartiger Veranlagung, der sich unter den Leuten seiner Umgebung einen gewissen Ruf als Raufbold erworben hat und infolge immerwährender Streitigkeiten über einige Geschicklichkeit im Boxen verfügt.“ Die enttäuschende Auskunft, dass sich überwiegend entlassene Soldaten, Matrosen und Tagelöhner der „süßen Kunst des Verletzens“ hingeben, bewegt unsere gute Lydia zu der verständlichen Frage: „Kommen Sie denn nie aus höheren Ständen?“ Auch an dieser Stelle entbehrt die Antwort einer gewissen Empathie: „Nicht einmal aus den besseren Teilen ihres eigenen Standes. Hat der Preisboxer sich Geld erspart, so macht er eine Sportkneipe auf, wo er Spirituosen der allerschlimmsten Sorte an seine früheren Rivalen und deren Genossen verkauft und sich selbst allenfalls den Tod oder den Bankrott antrinkt. Schließlich sinkt er in die Hefe der Arbeiterklasse zurück – und zwar mit untergrabener Gesundheit, entstelltem Gesicht, naturgemäßer Brutalität und anrühigem Ruf.“

Dreimal dürfen Sie raten, ob dieser Schlaghagel wuchtiger Argumente Miss Lydia auch nur im Mindesten beeindruckt. Natürlich nicht! Hatte sie denn nicht schon als junges Mädchen inbrünstig in ihr Kissen gestöhnt: „Wenn man nur ein einziges Mal einen gebildeten Mann finden könnte, der niemals ein Buch gelesen hätte.“ In dem Boxer Cashel Byron hat sie ihre große Liebe gefunden – zumindest im Buch!

George Bernard Shaw hat übrigens als junger Mann auch ein paar Kämpfe absolviert, zum dauerhaften Nutzen der Weltliteratur und des britischen Berufsboxens aber schon bald die Fäuste mit der Feder vertauscht. Ob er wohl geahnt hat, trotzdem einmal als Zeugnis für die berüchtigte Maxime erhalten zu müssen, das Leben sei merkwürdiger als die Fiktion? Und dass ihn ausgerechnet ein Boxer diese Lektion lehren würde? Wir schreiben das Jahr 1926, und Gene Tunney aus New York City ist im Kampf gegen den legendären Jack Dempsey gerade Weltmeister aller Klassen geworden.

Dem bibliophilen Boxer, der Bücher mehr liebt als Frauen, wird daraufhin angetragen, in der Verfilmung von „Cashel Byron’s Beruf“ die Hauptrolle zu spielen. Der Kommentar der Leseratte mit dem letalen linken Haken zeigt ihn als würdigen Vorgänger von Marcel Reich-Ranicki: „Shaw. Der Kerl kann doch nicht schreiben.“ (Nein, hat er natürlich nicht gesagt!) Dafür aber folgendes: „Cashel Byron’s Charakter ist schlecht und unglaubwürdig gezeichnet und die Story ist dumm. Wie Sie wissen, lese ich lieber Shakespeare und habe bis vor kurzem von diesem Roman noch keine Notiz genommen. Hatte Shaw wirklich die Absicht, einen Roman über einen Boxer zu schreiben, hatte er eine wunderbare Gelegenheit dazu, aber er hat versagt. Shaw versteht weder etwas von dem Temperament noch von der Psychologie eines professionellen Boxers. Byron erscheint als vulgäre Figur, der jede Ritterlichkeit fehlt. Und warum sollte sich ausgerechnet ein Mädchen, das in einer Aura kulturellen Raffinements aufgewachsen ist, in einen Mann verlieben, dessen einzige Anziehungskraft in einem wunderbaren Körper besteht? Das ist absurd!“

Wäre Shaw nicht Shaw, verfügte er nicht über die Nehmerfähigkeiten eines wahren Champions und wäre dieses Gespräch nicht in einem New Yorker Hotelzimmer unter Ausschluss der Öffentlichkeit, sondern live und in Farbe im Literarischen Quartett geführt worden, hätte es den Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger Shaw wohl nie gegeben. Aber der unkomplizierte Ire ist selbstkritisch und teilt die Meinung von Gene Tunney: „Cashel Byron ist ein unausgereiftes Frühwerk.“ Dass der Weltmeister mehr über Preisboxen wisse als er selber, sei ja sowieso unbestritten, und darüber hinaus solle Tunney doch das Buch selber schreiben, wenn er meine, er könne das.

So kontert ein Klassemann, und wundert es jetzt noch irgendjemanden, dass die beiden Freunde fürs Leben werden? Hier ein Schriftsteller, der als junger Mann boxt und über Boxen schreibt, da ein Boxer, der Bücher liebt, als Literaturkritiker fungiert und den der Geruch von Druckerschwärze ins Schwärmen geraten lässt. Tunney macht es sich zur Gewohnheit, bei jeder Trainingseinheit immer seine Boxhandschuhe und ein ausgewähltes Buch zusammen in seine Tasche zu packen. Im ersten Kampf gegen Dempsey lässt er sich von Somerset Maugham inspirieren und liest in den Sparringspausen „Des Menschen Hörigkeit“, beim berühmten

Rückkampf, der ihn wieder siegreich sieht, hat er sich in der Vorbereitung der Lektüre von Shakespeares „Julius Caesar“ hingegeben.

Obwohl wir uns in den ach so modernen „Roaring Twenties“ bewegen, dem „Jazz Age“, wie es Scott Fitzgerald so schön genannt hat, stößt der Faustkämpfer mit dem Faible für Bücher auf Unverständnis. Die sportbegeisterten Amerikaner nehmen dem Shaw-Intimus und Shakespeare-Connaisseur die literarische Vorliebe übel, präferieren den unrasierten Charme des Streetfighters Dempsey, der Hamlet für einen neuen Rivalen im Schwergewichts-Limit hält. An Tunney, der als Snob, Warmduscher und Eierkopf desavouiert wird, prallen Tiefschläge dieser Art ab. Er praktiziert seinen Beruf mit demselben Erfolg und derselben Disziplin wie sein kulturelles Trainingsprogramm und hat, als er 1928 seine Karriere beendet, Shakespeares Gesamtwerk komplett gelesen, rezitiert mit Vorliebe Sonette und pflegt seinen Briefwechsel mit Shaw. Die Bibliothek wird ihm nach dem Boxring der liebste Ort, und sein Weg führt ihn schließlich vom Olymp des Faustkampfes direkt nach Harvard, wo er Vorlesungen über Shakespeare und den Wert der Bücher hält.

Und noch einen Trend hat er vorweggenommen, denn schon 1932 schreibt er seine Autobiografie mit dem Titel „Ein Mann muss kämpfen“! Wie wahr, aber ein Mann darf auch eine *Amour fou* zu Büchern pflegen und den Sprechgesang von Max Schmeling konterkarieren, der ja in seiner Moritat aus dem Film „Liebe im Ring“ ungerührt behauptet: „Das Herz eines Boxers kennt nur eine Liebe, den Kampf um den Sieg ganz allein, das Herz eines Boxers kennt nur eine Sehnsucht, im Ring stets der Erste zu sein. Und schlägt einmal sein Herz für eine Frau, stürmisch und laut, der Boxer muss alles vergessen, denn sonst schlägt ihn der Nächste Knockout“.

Auch hierin irrt der gute Maxe, denn Tunney macht es einfach Cashel Byron nach und heiratet – Shakespeares „Ende gut, alles gut“ lässt grüßen – eine reiche Tochter aus besseren Kreisen und lebt mit ihr glücklich bis ans Ende aller Tage.

©Manfred Luckas